

Johannes Kramer

Vielleicht ein Zukunftsmodell: Romanistik in der Forschung, Romania-Studien in der Lehre

Totgesagte leben länger – das gilt in besonderem Maße von der Romanistik in Deutschland, die schon seit über einem Jahrhundert totgesagt wird und die offenkundig munter weiterlebt: Neue Romanische Seminare werden eingerichtet (mehr als zehn im letzten Jahrzehnt, wenn ich richtig rechne), neue Zeitschriften und noch mehr neue Buchreihen, die Romanistik im Titel oder Untertitel führen, drängen auf den Markt, romanistische Kongresse und Kolloquien jagen sich geradezu, immer neue Arbeitsgebiete, von der Romania submersa des Mosellandes bis hin zu den franko- und hispanokreolischen Sprachen, tun sich auf, und von einem Mangel an Forschenden, Lehrenden und Studierenden kann auch keineswegs die Rede sein. Auf den ersten Blick also blühende Landschaften in einem Reich, in dem die Sonne nicht untergeht.

Auf den zweiten Blick sind freilich die Zentrifugalkräfte, die die Kohärenz dieses Reiches zu sprengen drohen, ebensowenig zu übersehen wie manche Anzeichen einer Überdüngung, durch die nicht hübsche zarte Blüten, sondern häßliche, aber oft bemerkenswert zähe Auswüchse entstehen. Man kann nicht leugnen, daß in vielen der genannten Vitalitätssignale *Romanistik* nur ein pompöser Traditionsname für eine sehr viel unansehnlichere Realität ist: In den Romanischen Seminaren gibt es wenig Forschung und Lehre zu gesamtromanischen Fragestellungen, statt dessen beschäftigen sich mehr oder weniger spezialisierte Französisisten, Italianisten und Hispanisten mit rein französischen, italienischen und spanischen Themen; unter dem gemeinsamen Deckel der romanistischen Zeitschriften findet man Aufsätze, die genauso gut in ein rein dem Französischen, dem Italienischen oder dem Spanischen, je nachdem, gewidmetes Spezialorgan gepaßt hätten; die Buchreihen stellen meist sowieso ein Sammelsurium dar, geeint bestenfalls durch die Blickrichtung der Herausgeber oder schlechtestenfalls durch die Verkaufsinteressen der Verlage; die Tagungen sind entweder gesichtslose Massenkongresse, bei denen jeder, der die Gebühren bezahlt, sich über alles, was auch nur entfernt ein Pünktchen der Romania berührt, eine Viertelstunde lang auslassen kann, oder es sind exklusive Kolloquien, auf denen ein bis zwei Dutzend handverlesene „special guest-stars“, für die natürlich alle Kosten übernommen werden, ein Spezialthema behandeln, für das sie als Fachleute ausgewiesen sind und worüber sie daher nur selten etwas sagen, was sie nicht schon mehrfach geschrieben haben – in beiden Fällen ergibt die Addition der Einzelbeiträge vielleicht etwas, das den Namen Romanistik verdient,

aber daß ein romanistisches Problem im wahren Sinne des Wortes Gegenstand eines Einzelbeitrages wäre, ist doch selten. Die vielen Studierenden der Romanistik schließlich sind bei näherem Hinsehen fast ausschließlich Studierende des Französischen, des Spanischen und des Italienischen – andere Sprachen oder gar „vergleichende Romanistik“ bilden eine *quantité négligeable*. Hinzu kommt bei den Studierenden eine bemerkenswerte Veränderung in den Erwartungen an eine künftige Berufstätigkeit: Bis in die siebziger Jahre hinein hieß das erklärte Berufsziel von weit mehr als drei Vierteln Studienrat, und daß als Vorbereitung dafür ein primär historisch-philologisch geprägtes Studium zumindest nicht abwegig ist, liegt auf der Hand. Seit aber immer mehr Studierende statt des Staatsexamens den Magisterabschluß mit seinen weit größeren Differenzierungsmöglichkeiten machen, stellt sich mehr und mehr die Frage, ob nicht neben die traditionellen sprachlichen und literarischen Inhalte der Romanistik einiges Neue treten müßte, beispielsweise juristische, politologische, wirtschafts- oder ingenieurwissenschaftliche Inhalte – in diesen Bereichen ist es aber mit den Gemeinsamkeiten der romanischen Länder nicht weit her, und da stellt sich dann unüberhörbar die Frage, ob nicht eine Organisationsform Frankreichstudien, Italienstudien, Spanienstudien, Südamerikastudien etc. sinnvoller wäre als die guten alten Romanischen Seminare.

Keine Frage also: Einfach weitermachen wie immer geht nicht, eine Standortbestimmung mit Angabe von Perspektiven tut not. Man sollte dabei vermeiden, Forschung und Lehre in einen Topf zu werfen. Beide gehören zwar zusammen und sollten sich im besten Falle gegenseitig anregen, aber wirklich dieselben Probleme haben sie nicht. Universitäre Organisationsformen betreffen unausweichlich die Lehre, auf die Forschung haben sie zumindest in den Geisteswissenschaften nur bedingten Einfluß: Balkanologische Forschungen kann jeder Romanist, Slavist, Gräzist und Albanologe treiben, ob seine jeweilige Universität nun ein Balkanologisches Seminar aufweist oder nicht, aber ob Studierende einen Abschluß in Balkanologie machen können oder ob bei gleicher Thematik auf ihrem Magisterzeugnis eines der Fächer Romanistik, Rumänisch, Slavistik, Bulgarisch, Neugriechisch oder auch Allgemeine Sprachwissenschaft als Hauptfach ausgewiesen ist, das hängt von der jeweiligen Fachgliederung ab.

Der Tenor der Argumente derjenigen, die glauben, daß in der Forschung das Konzept der Romanistik überholt sei, geht stets in die Richtung, daß das Fach zu umfangreich sei, um von einer einzelnen Person kompetent überblickt werden zu können; so wie die Auffächerung in eine sprach- und literaturwissenschaftliche Romanistik vernünftig gewesen sei, so sei es jetzt an der Zeit, nach internationalem Vorbild eine Beschrän-

kung auf die Einzelsprachen und innerhalb derer womöglich auf Spezialgebiete durchzuführen. Am Rande spielt das (für die Forschung ja eigentlich unerhebliche) Argument mit hinein, daß eine einigermaßen zuverlässige praktische Sprachkompetenz schon für die fünf romanischen Nationalsprachen, geschweige denn für die zahlreichen Regionalsprachen oder gar Dialekte nicht zu erreichen sei.

Das Ideal, das sich hinter diesen Argumentationen verbirgt, ist leicht zu umschreiben: Der Forscher, der in seinem Bereich alles weiß und alles kann; da nun aber das Fassungsvermögen des Forscherhirns kaum steigerbar ist, während andererseits die Menge des bereits Erforschten und daher zu Berücksichtigenden ständig wächst, kann der Schlüssel zur Lösung des Problems nur darin liegen, daß eben der Forschungsbereich immer kleiner wird. Das läuft offenkundig auf den Spezialisten hinaus, der über immer weniger immer mehr weiß, wobei unterschwellig insinuiert wird, das sei früher anders gewesen, erst die steigende Informationsflut mache das Fach unübersichtlich und erzwinge daher die Spezialisierung. Hier liegt aber eine völlige Verzerrung der historischen Wirklichkeit vor: Niemals, auch im 19. Jahrhundert nicht, hat ein einzelner Romanist die Gesamtheit des Faches lückenlos übersehen können – unser Fachgründer Friedrich Diez war beispielsweise auf dem rumänischen Auge ziemlich blind, ignorierte die außereuropäischen Varietäten des Romanischen komplett¹ und wußte wenig von den Normdiskussionen im Italien seiner Zeit. Die Flucht auf die vermeintlich sicheren Inseln der Einzelphilologien schützt ja auch keineswegs vor dem Steigen der Informationsflut: Es wird

¹ Daß die Romanistik der deutschsprachigen Länder noch bis in die Zeit nach 1960 europazentriert gewesen sei und die überseeische Romania nova nicht wahrgenommen habe, mag für den „main-stream“, der sich in altfranzösischen und altprovenzalischen Gefilden zu tummeln beliebte, zutreffen; andererseits muß man aber deutlich sagen, daß es Romanisten deutscher Muttersprache waren, die Pionierleistungen sowohl bei der Erforschung des südamerikanischen Spanisch als auch bei den kreolischen Studien geleistet haben. Es möge genügen, die Namen von Konrad Huber, Rudolf(o) Lenz, Hugo Schuchardt, Max Leopold Wagner zu nennen. Die Bedeutung der theoretischen Ansätze von Hugo Schuchardt zur Kreolisierung wird von der heutigen, meist nicht in Europa beheimateten und daher häufig der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtigen Forschergeneration immerhin so hoch eingeschätzt, daß eine Übersetzung wichtiger Aufsätze in die *lingua franca* der Gegenwart, also ins Englische, unternommen wurde (H. Schuchardt, *Pidgin and Creole Languages. Selected essays*, edited and translated by Glenn G. Gilbert, Cambridge 1980). Wenn Vertreter der ach so tüchtigen Generation der heute tätigen deutschen Romanisten ernsthaft glauben, erst sie hätten die Überseeeromania als Forschungsgebiet entdeckt, so ist man an das schöne Bild vom Zwerg erinnert, der auf der Schulter eines Riesen steht und stolz auf seine Größe ist, die es ihm erlaubt, von oben auf die Welt herabzusehen.

ja wohl niemand behaupten wollen, die romanistische Produktion könne man zwar nicht überschauen, aber bei der hispanistischen oder italianistischen sei das durchaus möglich. Außerdem ist erfahrungsgemäß die Folge von Spezialisierungen keineswegs das Eindämmen der Informationsflut: Je enger man ein Fach absteckt, desto enger wird natürlich auch die Thematik der Forschungen, aber ihre Zahl wird nicht geringer; das Problem der Unüberschaubarkeit für den einzelnen bleibt.

Dem Postulat, man müsse in seinem Fach umfassend informiert sein (und wenn das menschenunmöglich sei, dann müsse eben das Fach verändert werden), liegt die völlig antiquierte und auch anmaßende Vorstellung zugrunde, es gelte, alles abrufbereit im Kopfe zu haben und sich *stante pede* überall auszukennen – die göttergleiche Allwissenheit des Großprofessors also. Für die Wende vom zweiten zum dritten Jahrtausend ist eine solche Forderung aber anachronistisch: Wir leben ja doch in einer Zeit, die von Arbeitsteilung und Informationsoptimierung geprägt sein sollte. Anders als in der Zeit von Friedrich Diez stehen uns Hilfsmittel zur Verfügung, die es erlauben, sich schnell kundig zu machen in einem Bereich des Faches, mit dem man bislang wenig Berührung hatte – es herrscht wahrlich kein Mangel an Bibliographien, Forschungsberichten und Einführungen auch in die abgelegensten Verzweigungen des Faches, und wenn das alles nicht hilft, schaut man ins *Linguisten-Handbuch*, um die Spezialistin, den Fachmann für eine bestimmte Frage zu finden, und schickt per *e-mail* eine kurze Anfrage. Die Forderung darf nicht sein, alles *ad hoc* zu überblicken, sondern es kann nur darum gehen, auf Grund persönlicher Kenntnis ausgewählter Einzelpunkte, die im Idealfall eine möglichst weite Streuung über das Fach aufweisen, in der Lage zu sein, unter Nutzung der zahlreichen und bequemen heute vorliegenden Hilfsmittel in kurzer Zeit Kompetenz bei anderen ausgewählten Einzelpunkten zu erzielen. Nicht diejenigen, die es in den Verzweigungen eines Riesenfaches immer wieder wagen, sich unter Rückgriff auf eigene Erfahrungen in neue Fragestellungen einzuarbeiten, haben den Zug der Zeit verpaßt, sondern diejenigen, die stets beim Bewährten bleiben und die sich in der Überzeugung, es reiche, wenn die Sekretärin den Computer bedienen kann, altväterlich den Möglichkeiten der modernen Informatik verschließen.

Es sei auch nicht übersehen, daß eine Zersplitterung des Faches Romanistik in einzelsprachliche Disziplinen viele Forschungen, die von Romanisten betrieben werden, heimatlos machen würde. Wer an einer Universität tätig ist, wird üblicherweise damit betraut, sein Fach in Forschung und Lehre zu vertreten – ein Romanist, der Forschungen zu portugiesischen Elementen im Chinesischen, zur Gliederung des Dalmatischen, zur Soziolinguistik des Moldauischen oder zur Syntax des Katalanischen von Alghero treibt, erfüllt diesen Auftrag; aber was ist, wenn er für Franzö-

sisch, Italienisch oder Spanisch bestellt ist? Werden dann etwa das Papiamentu oder gar das Portugiesische und Katalanische zum Gegenstand des Faches Spanisch erklärt, muß das Dalmatische als Ausläufer des Italienischen betrachtet werden und ist die moldauische Spielart des Rumänischen vielleicht gar Extrem-Ost-Italienisch? Oder wählt man die einfachere Lösung und sagt, der Italianist, der etwas zum Moldauischen schreibt, gehe halt seinem Hobby nach, seine Berufspflicht fange bestenfalls bei den Italianismen des Istrorumänischen an? Wie auch immer, auf lange Sicht würde man die Forschungen zu den *linguae Romanicae minores* abwürgen, denn natürlich müßten bei Berufungen Tätigkeiten zu den „Großen Drei“ Französisch, Spanisch und Italienisch noch viel mehr im Vordergrund stehen, als es heute schon der Fall ist. Wer würde denn eine Habilitationsarbeit mit einem rumänischen Thema schreiben, wenn er dafür nur die *venia legendi* in rumänischer und nicht, wie heute, in romanischer Philologie erhielte? Wohlgemerkt, dieser Fall ist nicht rein theoretisch: Von den heute in den deutschsprachigen Ländern als Professorinnen und Professoren in der romanischen Sprachwissenschaft Tätigen hat mehr als ein Dutzend die Dissertation und/oder Habilitationsschrift zu einem Thema außerhalb des Kreises der „Großen Drei“ verfaßt – und die Erfahrung zeigt, daß man keine Angst haben muß, daß sie davon nicht wieder los kämen, denn später haben eigentlich alle brav Forschungen zu den „normalen“ Fragestellungen geliefert. Exotica sind nun einmal, weil weniger abgegrast, ein guter Stoff für Qualifikationsarbeiten, aber das funktioniert nur, solange es das Großfach Romanistik gibt.

Die Gleichsetzungen vom Typ sprachenübergreifendes Fach = Dilettantismus und einzelsprachliches Fach = Professionalität sind zwar griffig, aber sie verfehlen die Realität völlig. Nicht wahrlich dilettantisches „von jedem ein bißchen“ ist ja angesagt, sondern professionelles Durchdringen von Einzelthemen – aber die entstammen eben einer enormen fachlichen Breite. Professionalität bedeutet in der Romanistik nicht Abrufbarkeit eines unumstrittenen Kataloges von Grundwissen, sondern Ausbau einer im wesentlichen persönlichen Schwerpunktsetzung; das bedeutet für den einzelnen individuelle Freiheit und für das Fach kollektive Vielseitigkeit. Die Tatsache, daß die Romanistik sprachenübergreifend ist, bedeutet noch lange nicht, daß tatsächlich alle Fragen auf dieser Ebene angegangen werden müssen; nein, in den meisten Fällen bewegen sich Probleme und Lösungsansätze innerhalb einzelsprachlicher Binnenstrukturen, aber die Einbettung in die Gesamtheit eines Großfaches ist eine wichtige Voraussetzung für den Transfer von einem Spezialgebiet zum anderen. So erfolgte beispielsweise in der romanischen Sprachgeographie die Verbesserung des Konzeptes der Sprachatlanten, indem man jeweils vom Nachbarn lernte – die Planer des italienischen Sprachatlantes

konnten aus den Fehlern des französischen lernen, und der rumänische Sprachatlas ist wiederum besser angelegt als der italienische. Ähnliches gilt bei Wörterbüchern: Ein Unternehmen wie das *Lessico etimologico italiano* wurde nur vor dem Hintergrund der Erfahrungen, die sein Schöpfer bei der Arbeit am *Französischen etymologischen Wörterbuch* gewinnen konnte, möglich, und es ist unübersehbar, wie sehr das etymologische Wörterbuch des Katalanischen dadurch gewonnen hat, daß sein Verfasser zuvor das spanische Parallelwerk verfaßt hatte.

Die Existenz des sprachenübergreifenden Faches Romanistik hat sich nachweislich bei der Lösung vieler Fragen als überaus hilfreich erwiesen, sie war jedoch nie ein ernsthaftes Hindernis in der Forschung; warum also ein erfolgreiches Modell, das in idealer Weise Makroskopie und Mikroskopie verbinden kann, ohne Not vom Markt nehmen? Es spricht ja gewiß für das Konzept der sprachenübergreifenden Romanistik in den deutschsprachigen Ländern, daß zumindest die Besten ihrer Vertreter von spanischen Hispanisten, von italienischen Italianisten und französischen Französisisten als mindestens gleichwertige Fachleute angesehen werden – den Vorwurf, in Deutschland herrsche panromanischer Dilettantismus statt einzelsprachlicher Professionalität, habe ich immer nur von deutschen Romanisten, nie von ausländischen Kollegen gehört oder gelesen.

Aber vielleicht sieht es in der Lehre anders aus? Betrachten wir also jetzt diesen Bereich etwas näher. Hier gilt es zunächst einen wichtigen Unterschied zu machen, der in der Diskussion nicht immer klar beachtet wird: Es gibt Gegenstände, die den Studierenden der Romanistik im Rahmen ihres Studiums geboten werden sollten, und es gibt Gegenstände, die von Lehrenden der Romanistik unterrichtet werden müssen; beide Aussagen sind *nicht* identisch. So sollte beispielsweise für Studierende des Italienischen eine Einführung in die Geschichte, Geographie, Wirtschafts- und Sozialstruktur Italiens ebenso auf dem Stundenplan stehen wie eine Beschäftigung mit dem Rechtssystem und der Medienstruktur; aber warum in aller Welt sollten die Personen, die das unterrichten, Angehörige des Romanischen Seminars sein, etwa gar berufen für Landeskunde, Kulturwissenschaft oder sonst eine Land-und-Leute-Disziplin? Wäre es nicht besser, diesen Teil der Ausbildung denen zu übergeben, die wirklich Fachleute sind und also im Historischen, Geographischen, Wirtschaftswissenschaftlichen usw. Seminar ihre Anstellung haben, etwa in der Art, wie in wirtschaftswissenschaftlichen oder physikalischen Universitätsinstituten der mathematische Teil der Ausbildung an die mathematischen Institute delegiert wird? Landeskunde als Bestandteil der romanistischen Studiengänge wird zweifellos in dem Maße immer wichtiger, wie die romanistischen Berufsfelder über den angestammten Bereich Schule und Hochschule hinausgehen; es ist geradezu paradox, die Ver-

mittlung dieser Disziplin dann Personen anzuvertrauen, die eben für sich selbst normalerweise diese „Grenzüberschreitung“ kaum gewagt haben, sondern brav innerhalb der Romanistik ihre Dissertation und Habilitation absolvierten, üblicherweise zu einem konventionellen Thema der Sprach- oder Literaturwissenschaft, in das man dann nachträglich, als es die Stellenausschreibung erforderte, landeskundliche Facetten hineinlas. Im Bereich der Landeskunde riskiert die Romanistik fast überall – Ausnahmen bestätigen die Regel – ihre Glaubwürdigkeit: Statt ihr Kompetenzgebiet, also Sprache und Literatur sowie deren Existenzbedingungen, klar zu definieren, präferiert sie die vage Ausrichtung, in irgendeiner Weise für alles zuständig zu sein, was die Länder romanischer Zunge betrifft, aber dann doch nicht allzu konkret. Böse gesagt: Solange es um Käsesorten Frankreichs geht, ist der romanistische Landeskundler zuständig, aber wenn es genau um den Anteil am Handelsvolumen geht, fragt man besser den Wirtschaftswissenschaftler, wenn es um die Art der Herstellung geht, fragt man besser den Landwirtschaftler, und wenn es um die einschlägigen EU-Gesetze geht, fragt man besser den Juristen. Nicht, daß nicht auch eine Romanistin oder ein Romanist sich in diesen Fragen kundig machen könnte – natürlich, so wie man sich über die Jupitermonde oder die Gastritis informieren kann. Aber auch nach erfolgter Information ist man kein Astronom oder Arzt, sondern eben ein kenntnisreicher Laie, und ebenso sind Landeskundlerinnen und Landeskundler mit romanistischer Vorbildung für alles, was sie unterrichten (mit Ausnahme von Sprache und Literatur, was sie aber nun wieder nicht eigentlich unterrichten sollen), Laien; Laien mit gutem Wissen über Geschichte, Geographie, Wirtschaft, Sozialstruktur usw., aber eben doch keine Fachleute im engeren Sinne.

Vielleicht ist der Grund dafür, daß man „Landeskunde“ dem Kompetenzgebiet der Romanistik zuschlagen möchte, darin zu sehen, daß es schon immer so war, daß Philologen neidvoll auf prestigereichere Disziplinen schielen: Bekanntlich hat der Wunsch, die Ausnahmslosigkeit der formulierten Gesetze, die als typisch für die Naturwissenschaften galt, in die Sprachwissenschaft zu übertragen, im 19. Jahrhundert viel zum Erfolg der „junggrammatischen“ Methodik beigetragen, und die Faszination, die das Konzept des „Bioprogramms“ gegenwärtig ausübt, hat natürlich auch etwas mit dem Minderwertigkeitsgefühl von Linguisten gegenüber beispielsweise Biologen zu tun. Im Zeichen der vermeintlichen Krise unseres Faches schauen sich daher die Romanisten intensiv um, wie sie die Wässer glücklicherer Nachbarn auf ihre ausgedörrten Felder umleiten könnten. Statt sich auf die ureigensten Stärken zu besinnen, wird zugleich Selbstabschaffung – so muß man das Schlagwort der „Entphilologisierung“ ja doch konsequent zu Ende denken – und verjüngte Wiedergeburt durch Anleihen an Fragestellungen, Arbeitsweisen und Termini

nologie verschiedenster Disziplinen, von der Soziologie über die Ökologie bis hin zur Kybernetik, propagiert. Damit allerdings beeindruckt man bestenfalls sich selber: Die Soziologen, Wirtschaftswissenschaftler oder Geographen erwarten weiterhin von den Sprach- und Literaturwissenschaftlern, daß sie im Bereich der Sprach- und Literaturwissenschaften Forschungsergebnisse erzielen (und so aufbereiten, daß ein Außenstehender sie mit etwas gutem Willen verstehen kann, ohne vorher einen Grundkurs in intertextuellem Diskurs zu absolvieren), und sie sind verständlicherweise enttäuscht, wenn sie bei „entphilologisierten“ Romanisten nur das in verwässerter und oft mißverständlicher Form wiederfinden, was in ihrem jeweiligen Fach vor einem Jahrzehnt diskutiert wurde. Ein Chemiker, der sein Fach vom Übergewicht der Chemie befreien wollte, würde zu Recht von niemandem ernst genommen – Vertreter der Romanischen Philologie, die ihr Fach vom Übergewicht der Philologie befreien wollen, glauben, ausgerechnet so ließe sich eine stärkere „Professionalisierung“ erreichen.

Von der klassischen Philologie hat die Romanistik in ihrer Frühzeit viele Ansätze und Arbeitsweisen übernommen, die zumindest in der Beschäftigung mit den sprachlich-literarischen Zeugnissen des Mittelalters bis heute ihre Gültigkeit behalten haben. Eine Neuerung, die sich trotz ihrer Begründung bereits im ersten Viertel des 19. Jahrhundert serst gegen Ende des Jahrhunderts durchsetzte, konnte die Romanistik, die sich damals bereits „abgenabelt“ hatte, nicht mehr erreichen: Altertumswissenschaft und nicht mehr nur klassische Philologie war angesagt, also ein sich auf alle Aspekte der Antike erstreckender Ansatz. Das ist natürlich ein völliger Parallellfall zu einer sich als umfassende Kunde der Romania verstehenden „neuen Romanistik“, die vielleicht zur Vermeidung von Mißverständnissen den Namen „Romania-Studien“ tragen könnte. Die Erfolgsstory der Altertumswissenschaft war daran geknüpft, daß nicht etwa die Klassischen Philologen glaubten, alles behandeln zu können, was mit der Antike zu tun hat, sondern daß es ihnen gelang, Archäologen, Althistoriker, Kirchengeschichtler sowie partiell Indogermanisten, Ägyptologen, Assyriologen usw. als gleichberechtigte Partner bei Wahrung der jeweiligen Fachautonomie in das Konzept einzubinden: Für ein Studium der Klassischen Philologie wurde der Besuch archäologischer, althistorischer und indogermanistischer Lehrveranstaltungen, abgehalten von den jeweiligen Fachvertretern, vorausgesetzt, für ein Studium der Archäologie wurden althistorische und philologische Seminare obligatorisch, in das Studium der Alten Geschichte wurden archäologische, ägyptologische und philologische Anteile eingebaut usw. *Hier* könnte ein Vorbild für eine Romanistik liegen, die mehr will, als nur Sprach- und Literaturwissenschaft zu vertreten: Es muß gelingen, die Vertreterinnen

und Vertreter anderer Fächer, deren Arbeitsbereich Gegebenheiten der Romania berührt, einzubinden, und zwar nicht nur organisatorisch (auch das bleibt wichtig), sondern vor allem mental: Sie müssen das Gefühl bekommen, nicht nur Lückenbüßer in einer an sich selbstgenügsamen Romanistik der Philologen zu sein, sondern an etwas wirklich Neuem, den Romania-Studien eben, mitzubauen, wo die Sprach- und Literaturwissenschaft nur zwei Teilbereiche neben vielen anderen sind. In den Magister- und Promotionsstudiengängen ist es unproblematisch, für dieses Konzept geeignete Studiengänge und -abschlüsse mit verschiedenen Schwerpunktsetzungen zu entwerfen; in den Staatsexamensstudiengängen sind kompliziertere Überlegungen notwendig, weil hier natürlich die Sprache im Vordergrund bleiben muß – aber dieses Problem haben *mutatis mutandis* auch die Altertumswissenschaftler in den Griff bekommen.

Spätestens jetzt wird man aber die Frage erwarten müssen, warum in aller Welt denn Romania-Studien eingerichtet werden sollen und man nicht besser statt dessen Frankreich-Zentren bzw. entsprechend Italien-Zentren und Spanien-Zentren anstreben soll. Gerade beim spanischen Beispiel zeigt sich aber die ganze Problematik: Das Konzept derartiger Zentren ist nationalstaatlich und europazentrisch gedacht, atmet also eher den Geist des 19. als den des 21. Jahrhunderts. Eine Hispanistik, die sich auf Spanien beschränkt, wäre genauso unsinnig wie ein Spanien-Zentrum, das Mittel- und Südamerika unter seine Fittiche nimmt. Das wird jedem einleuchten; dann sollte es auch jedem einleuchten, daß das Konzept von Frankreich-Zentren angesichts der Existenz anderer (teilweise) französischsprachiger Länder wie Belgien, der Schweiz und Kanada und angesichts der Problematik der Rolle des Französischen in der Dritten Welt eigentlich eine kulturimperialistische Zumutung darstellt. Außerdem würden derartig national konzipierte Zentren bedeuten, daß bestenfalls die „Großen Drei“ flächendeckend an den deutschen Universitäten vertreten wären; das Rumänische und das Portugiesische sowie erst recht Regionalsprachen wie Katalanisch, Galizisch, Provenzalisch, Bündnerromanisch oder Aromunisch könnten nur hoffen, an einer oder zwei Universitäten übers Land verstreut ein Asyl zu finden – oder glaubt jemand, die Katalanen wären froh damit, im Spanien-Zentrum unterzuschlüpfen oder gar die Aromunen im Griechenland-Haus?

Unter diesen Umständen stellen nur Romania-Studien einen gangbaren Weg dar, um zugleich die bisherige Vielfalt des romanistischen Lehrangebotes zu erhalten und eine wirklich fachmännische Überschreitung der Grenzen des sprach- und literaturwissenschaftlichen Kanons zu garantieren. Es ist dabei klar, daß es sowohl beim sprach- und literaturwissenschaftlichen Lehrangebot als auch bei den aus anderen Fächern bezogenen Studienanteilen Themen gibt, die eher auf ein einzelnes Land

oder auch nur einen Teil eines einzelnen Landes bezogen sind, aber daß daneben auch genügend andere Themen einen „nationalen“ Ansatz geradezu ausschließen; schließlich gibt es Themen, die sowohl auf die eine wie auf die andere Art sinnvoll angegangen werden können. Drei Beispiele seien genannt: Die französische Kultur im 16. Jahrhundert ist natürlich ein auf ein einzelnes Land bezogenes Thema, das aus der Sicht der Sprachwissenschaft, der Literaturwissenschaft, der Religionswissenschaft oder der Geschichtswissenschaft jeweils anders und doch auf seine Art für die Romania-Studien geeignet behandelt würde; der konfliktreiche Kontakt zwischen den Kolonisatoren und den Kolonisierten, der sich nicht zuletzt in der Bewahrung eigener Traditionen in fremder Sprache zeigt, ist ein Thema, das seine ganze Brisanz erst dann zeigt, wenn man die spanische, portugiesische und französische Expansion zusammen sieht, wobei natürlich wiederum der Ansatz je nach Wissenschaft anders ist. Die Rolle des Katholizismus für die kulturelle Prägung der romanischen Länder schließlich stellt ein Thema dar, das man sowohl auf die ganze Romania bezogen als auch jeweils im Blick auf ein einzelnes Land und schließlich sogar regionenspezifisch abhandeln kann.

Romania-Studien ließen sich bei einigem guten Willen wohl relativ leicht an den meisten deutschen Universitäten einführen – Kolleginnen und Kollegen an den historischen, geographischen, wirtschaftswissenschaftlichen usw. Instituten, die zumindest ab und zu gerne eine Lehrveranstaltung anbieten würden, die in das Konzept paßt, dürfte es überall geben, sogar an den kleinen Provinzuniversitäten. Natürlich wären im Detail nicht einfache Verhandlungen über Studieninhalte, Prüfungsberechtigungen usw. nötig, aber gewinnen würden am Ende sicher alle Beteiligten, nicht zuletzt die Studierenden, denen ein diversifizierter Studiengang erheblich bessere Chancen auf einem diversifizierten Arbeitsmarkt böte als die derzeitigen Studiengänge, die Spezialisten hervorbringen, die man meist erst nach einer Umschulung einsetzen kann. Selbstverständlich muß aber jedes der Fächer, das an den Romania-Studien teilnimmt, etwas abtreten, denn das Stundenvolumen eines Studiums ist begrenzt, und Romania-Studien im Sinne von Romanistik wie bisher plus weitere Anteile aus anderen Fächern sind chancenlos. Aber wäre es wirklich so schlimm, wenn die Romania-Studierenden der Zukunft ein paar sprach- oder literaturwissenschaftliche Theorien weniger kennenlernen, ein paar Verschlingungen der Sprachgeschichte weniger verfolgen und ein paar Romane des 19. Jahrhunderts weniger vorgestellt bekommen, statt dessen aber kompetent eingeführt werden in geschichtliche, wirtschaftliche und juristische Zusammenhänge?

Eine Stelle freilich gibt es, an der man nicht sparen darf: die prakti-

sche Sprachausbildung. Wer Romania-Studien absolviert hat, sollte eine romanische Sprache sehr gut und eine zweite passabel beherrschen – für Chancen auf dem Arbeitsmarkt ist das das A und O. Die praktische Sprachvermittlung kann aber nicht Aufgabe der Vertreter der romanischen Sprach- und Literaturwissenschaft oder gar der anderen Studienanteile sein, sondern sie gehört in die Hände geschulter (!) muttersprachlicher Lektorinnen und Lektoren; einen wichtigen Faktor stellt auch ein nicht zu kurz zu bemessender Studienaufenthalt im Ausland dar. Die immer wieder zu hörende Forderung, auch die von Deutschen abgehaltenen Seminare und Übungen sollten in der jeweiligen Fremdsprache durchgeführt werden, ist hingegen wenig sinnvoll: Zum einen würde das sprachübergreifende Lehrveranstaltungen torpedieren, zum anderen sollen sich die Studierenden auf keinen Fall ein Beispiel an der Sprechweise von Personen nehmen, für die die jeweilige Sprache, wie virtuos auch immer gehandhabt, doch immer eine Fremdsprache bleibt. Schlimm genug, daß dieser Zustand an den Schulen nicht zu vermeiden ist; aus den Universitäten sollte man das Rhein-, Elbe- und Donaufranzösische (bzw. -italienische, -spanische) fernhalten.

Die Romania-Studien sollen, wie gesagt, ein Konzept für die Lehre, nicht für die Forschung sein. Schon heute ist es so, daß Lehrstrukturen und Forschungsstrukturen nicht deckungsgleich sind: Im Rahmen der Romanischen Seminare und Institute werden, üblicherweise von verschiedenen Personen, Lehrveranstaltungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft angeboten, und von den Studierenden wird wohl überall erwartet, daß sie wenigstens ein paar Veranstaltungen aus dem Bereich, dem nicht ihre Präferenz gilt, mitmachen. Niemand wird aber heute noch von den Forschenden eine sprach- und literaturwissenschaftliche Doppelkompetenz erwarten. Es ist vielmehr klar, daß im Studium eine möglichst breite Basis gelegt werden soll, auf der man verschiedene Spezialisierungen aufbauen kann, zu denen eben auch romanische Philologie in sprach- oder literaturwissenschaftlicher Ausrichtung gehört. Die Einrichtung von Romania-Studien, in denen die nicht-sprach- und literaturwissenschaftlichen Anteile echten Fachleuten und nicht dilettierenden „Landeskundlern“ übertragen werden, wird es möglich machen, daß die Vertreter der Romanischen Philologie sich wieder ausschließlich dem widmen, was sie wirklich können und wofür die Gesellschaft sie bezahlt: Forschung und Lehre im Bereich der romanischen Sprachen und ihrer Literaturen, nicht aber Frankreichkunde, praktische Unterweisung im Spanischen oder Didaktik des Italienischen.

Nachbemerkung

Dieser Diskussionsbeitrag verzichtet im Interesse der besseren Lesbarkeit auf Literaturhinweise; wer die einschlägigen – durchaus zahlreichen und keineswegs verstreuten! – Äußerungen der letzten Jahre verfolgt hat, kann leicht rekonstruieren, worauf jeweils Bezug genommen wird. Hier seien einige der Ausführungen wenigstens bibliographisch genannt:

- Th. Berchem, „Zur Lage der Romanistik an den Hochschulen in Ost- und Westdeutschland“, in: *Mitteilungen des Deutschen Romanistenverbandes* (2) 1990 [2], S. 5-11.
- P. Blumenthal, „Les études de linguistique française en Allemagne“, in: *Le français moderne* 1994, n° spécial, S. 49-63.
- M. Franzbach, „Die Legende vom internationalen Standard und die nationale Standardisierung der Hispanistik“, in: *Mitteilungen des Deutschen Hispanistenverbandes* (3) 1990, S. 16-22.
- O. Gsell, „Europa 2000 – Ende der Romanistik? Perspektiven eines deutschen Hochschulfaches“, in: W. Dahmen u.a., *Die Bedeutung der romanischen Sprachen in Europa der Zukunft (Romanistisches Kolloquium IX)*, Tübingen 1996, S. 35-54.
- J. Kramer, „Die hispanistische Sprachwissenschaft in Deutschland und die kleinen Universitäten“, in: Ch. Strosetzki (Hrsg.), *Akten des Deutschen Hispanistentages 1991*, Frankfurt a.M. 1993, S. 85-91.
- J. Kramer, „Gibt es spezifische Aufgaben der deutschen Romanistik?“, in: W. Dahmen u.a., *Die Bedeutung der romanischen Sprachen in Europa der Zukunft (Romanistisches Kolloquium IX)*, Tübingen 1996, S. 55-68.
- G. Kremnitz, „Was kann Romanistik heute und in Zukunft noch leisten?“, in: *Mitteilungen des Deutschen Romanistenverbandes* (2) 1992, S. 63-70.
- F. Nieß/R. R. Grimm (Hrsg.), *Ein „unmögliches Fach“: Bilanz und Perspektiven der Romanistik*, Tübingen 1988.
- M. Tietz, „Zur Lage der Hochschulhispanistik in der Bundesrepublik Deutschland“, in: *Mitteilungen des Deutschen Hispanistenverbandes* (2) 1989, S. 15-28.
- M. Tietz, „Umfrage zu Lage und Perspektiven der deutschsprachigen Hispanistik (1990)“, in: Ch. Strosetzki (Hrsg.), *Akten des Deutschen Hispanistentages 1991*, Frankfurt a.M. 1993, S. 1-58.
- M. Tietz, „Romanistik – quo vadis?“, *Mitteilungen des Deutschen Romanistenverbandes* (1) 1993, S. 5-20.